

(Nachdruck verboten.)

6) Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Der junge Mann fügte sich ohne Widerspruch dem Befehl des Arztes. Es war ihm auch gar nicht mehr zum Streiten zu Mute. Mit einem Blick voll Weh auf Resl trat er zurück. „Wenn's für immer wär'!“ Der Gedanke ließ ihn blickartig erkennen, wie fein ganzes Herz an dem Mäd'el hing.

„Und Dein' Vater kannst sag'n, daß morgen die Anzeig' abgeht ans G'richt“, konnte Urban sich nicht verjagen, ihm hinzuzuerfen.

Der Doktor versuchte, ihn zu beschwichtigen. Die Sache ließe sich doch besser in Frieden regeln, es sei ja keine böse Absicht vorgelegen. Auch die Bäuerin, eine hagere, bleiche Frau, welche sich die ganze Zeit über passiv verhalten, wagte schüchtern diese Ansicht zu äußern.

„s Resl selb'r möcht's g'wiß net — dem Flori zliab schon net,“ setzte sie unbedachterweise hinzu.

Ihre Bitte trug ihr nur einen zornigen Blick von seiten Urbans und ein höhnisches Lächeln von seiten des Lenz ein, der mit einer, seinem sonstigen rauhen Wesen auffallend widersprechenden Hingebung bereits wieder vor dem Bette der Kranken saß, jeden ihrer Atemzüge verfolgend.

„Wenn er aber Abbitte leistet, der Achenbacher?“ schlug der Arzt vor, in dessen gutherzigem, jovialen Angesicht der Aerger über die Gehässigkeit dieser Leute sich zeigte.

„Thuat er net, der Achenbacher. Da kennen S' ihn schlecht,“ brummte der Urban.

„Bist Du auch der Meinung?“ wandte sich der Arzt an Flori. „Ich lasse ihn nur darauf aufmerksam machen, daß die Verletzung eine immerhin ernsthafte ist und die Folge für ihn sehr unangenehm sein kann, wenn die Sache vors Gericht kommt.“

„I werd' mein möglichstes dazua thun, Herr Doktor,“ erwiderte Flori. „Aber — Lehner, nimm's von mir an, d' Abbitte,“ wandte er sich an den Bauer in versöhnlichem Tone, der ihm jetzt in der Kehle steckte. „I leist' Dir i gern, Schuld bin doch i, i allein eigentli, an dem Unglück.“

Der Lehner maß ihn mit seinem Blick von unten bis oben. „Da hätt' i was davon. An ganzer Achenbacher muas abbitte'n, net a halb'r, wia Du einer bist und wirst. Nacha kann's sein, kann's sein, sag' i.“

Diese Worte trafen Flori im Innersten, weil er die Wahrheit derselben zu fühlen glaubte.

„I werd' schon no a ganz'r, i schwör Dir's, und dann, Lehner —“ er erhob drohend die Faust, „nimm Di in acht!“ Er eilte rasch zur Thür hinaus.

Das Lachen des Urban klang unwahr, in den Augen des Burschen flammte etwas auf, was ihn seinen Hohn fast bereuen ließ. Am End' wär's gar net so ohne g'wesen, wenn er sich versöhnlicher gezeigt und so den Achenbacher gewissermaßen verpflichtet hätt'! Wer weiß, für was 's guat g'wes'n wär? Jetzt kommt er ganz g'wiß net, und er muas d' Anzeig mach'n, wenn's net drüben heiß'n soll, er traut si do net. — Das kam davon, daß ihm der Bua noch verhasster war als der Alte, der Sohn der Burgl. Er wußte selbst nicht, warum. Der Doktor befahl Eisumschläge auf den Kopf, ein Nachtwachen, und fuhr ab, nochmals zur Versöhnung ratend.

Urban befand sich in der übelsten Laune, lange Zeit ging er unruhig im Zimmer auf und ab, ohne auf seine Frau zu achten, die ihn um Ruhe bat. Dann wühlte er in einem Wandschrank umher und brachte ein kleines gelbes Büchel hervor, das bayrische Gesetzbuch. Darin vertiefte er sich beim Schein der Lampe.

Die Lehnerin schlich mit dem lautlosen Schritt einer Krankenwärterin umher. Ihr blaßes Gesicht trug derart den Stempel schwächlicher Sorge, seelischer Verkümmern, daß dies jüngste Ereignis keine neue Spur mehr erkennen ließ.

Lenz teilte sich mit ihr in die Sorge um die Kranke, ja er war unbedingt der Praktischere. Während sie ratlos umherstand, bald das, bald das angriff, legte er mit leichter Hand

den Eisverband, rückte die Kissen und folgte sorgsam jeder Wendung der sich hin und her wälzenden Kranken.

Sein Nausch war längst verflogen, und das Gesicht schien gar nicht mehr so roh und aufgedunsen.

Er hatte eine lebhaftige Neigung zu dem Kind seines Bruders seit dessen Geburt. Dieselbe bildete eine Art Dase in der Dürre seines verwilderten Herzens, und auch die Erwiderng fehlte nicht, so abschreckend das Wesen des Mannes auch sonst für das fein empfindende Mädchen sein mußte.

Obwohl das Verhältnis zu seinem Halbbruder Urban nichts weniger als ein gutes war, seine ganze Verbindung mit der Familie, als angenommenes Kind, von jeher eine lose, in dem einen Punkt, was die Feindschaft mit dem Nachbar anging, fühlte er sich als vollwertiges Mitglied des Lehnerhofes.

Der gehässige, hinterlistige Kampf sagte seiner ganzen Natur zu. Er erpächte jede Blöße des Feindes, jede Schwäche des Bruders, welche ihm Gelegenheit bot, die verderbliche Leidenschaft zu nähren.

So war es hauptsächlich das frühere Verhältnis Urbans zur Achenbacherin, das er immer wieder aufstocherte, auf das er immer wieder hinwies, mit Andeutungen, die Urban stets mit Entrüstung zurückwies. Auch die Kandidatur zum Bürgermeisteramt war sein Werk. Urban selbst war, bei seinen schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen, gar nicht so darum zu thun, andererseits war er zwar von äußerst heftiger, aber nicht aggressiver Natur und bedurfte förmlich der ständigen Hegerei des Bruders, um in der Feindschaft zu dem Nachbarn nicht zu erkalten. Lenz' Haß war mehr persönlicher Natur, gegen den stolzen Achenbacher gerichtet, der ihm seine Verachtung bei jeder Gelegenheit rücksichtslos zu fühlen gab.

Der Neid stärkte ihn und vor allem die eigne Einsicht seiner Verkommenheit und Willensschwäche gegenüber dem thatkräftigen, allgemein geachteten Mann.

Flori kam erst in zweiter Linie, ja, der Junge war im Grunde genommen ihm nicht unsympathisch. Er trat ihm nie zu nahe und betrachtete nach Art junger Leute seinen Leichtsinn, seine Führung, seine Mäusche und Ausschreitungen mehr im humoristischen Sinne. Nur in einem Punkte gab er Lenz Gelegenheit, seinen Haß auch auf ihn auszudehnen, das war die Freundschaft mit Resl und die offenkundige Erwiderng, welche dieselbe fand.

Lenz war eifersüchtig auf Resl. Seine Bemühungen, auch in ihr den Familienhaß zu entzünden, schlugen fehl, dem Kinde fehlte jedes Verständnis dafür.

Die Verletzung des Mädchens versetzte ihn in die höchste Wut. Daß Flori der Thäter sein sollte, war ihm sofort zweifelhaft. Der Name, welcher in dem Fieberdelirium der Kranken immer wieder auftauchte, hatte eine ganz andre, ihm verhasste Bedeutung. Als er den wahren Thäter erfuhr, da jubelte er im ersten Augenblick innerlich vor Vergnügen, nun kam der Tag der Rache, nun konnte er Urban an den Achenbacher hegen!

Die Versöhnungsversuche des Arztes, der Vorschlag der Abbitte drohten ihm sein Opfer zu entreißen. Da that ihm Flori in seiner Hitze den Gefallen, alles zu vereiteln. Wie er jetzt eben die Stube verlassen, wird er kaum dem Vater zureden, abzubitten. Und während er mit der innigen Sorgfalt eines Liebenden die Kranke pflegte, seine heisere Stimme dämpfte, auf den Zehenspitzen einherschlich, mit der Hand die Temperatur des Fiebers prüfte, umgaukelte ihn verführerische, gar süße Bilder der Rache, welchen der heiße Wunsch übertriebene Farben ließ. Er sah den Achenbacher von einem Gendarmen abgeführt, in der öffentlichen Verhandlung auf der Anklagebank, in der Gefängniszelle bei schmaler Kost...

Urban hatte genug herausgelesen aus dem gelben Büchel. „Das langat!“ sagte er, daselbe auf die Seite schleudernd. Dann hauchte er auf die Eisblumen des Fensters und guckte lange hinaus. „Vald wär's doch bess'r, wenn er käm“, dachte er sich. „Wenn er amal drüb'r schlast, bringt er's gar net mehr z'amm.“ Doch es war schon eine Stunde vergangen seit Floris Abgang.

Lenz ließ sich die Nachtwache bei der Kranken nicht nehmen, obwohl ihm Urban in derber Weise riet, seinen Nausch auszuschlafen und der Mutter das Geschäft zu überlassen.

Urban war eben im Begriffe, sich in seine Kammer zurück-zuziehen. Das war ein aufregender Tag, er fühlte sich wie zerschlagen. Er kramte seine Taschen aus und legte den Inhalt auf den Tisch, Geldbeutel, Knicker, Uhr. Das war so sein Brauch Tag für Tag. An der schweren Stahlkette der letzteren hing ein Charivari, Hirschgrandl, Geierkrallen, Nehkrönlein, ein Schlagring und ein dreieckiger, schwarzer Stein in Silberfassung, ein sogenannter „Trudenstein“; Liebende pflegen ihn sich zu schenken, da sie ihm geheime Kräfte zuschreiben. Er drehte den letzteren lange zwischen seinen derben Fingern. Dann hielt er ihn dichter an das Licht der Lampe, ein Buchstabe war mit dem Messer eingeritzt in groben, eckigen Zügen, ein „B“. Seine eigne Handschrift. Da knirschte der Schnee draußen.

Urban blickte erschreckt auf. Auch Lenz hatte das Geräusch gehört und schlich zu ihm her.

„Wenn er's is, net glei nachgeb'n, mürb muas er werd'n,“ flüsterte er. „Du kriegst 'n nimma bald so.“

Urban presste den Stein in seiner Faust und atmete schwer auf, dann stellte er sich in Postur, die Faust auf den Tisch, den Blick auf die Thür gerichtet. Lenz blickte lauwend über seine Schultern, bereit zu hetzen.

Die Thür ging weit auf. Urban konnte einen Ausruf des Erstannens nicht unterdrücken. Der Stein brannte wie Feuer in seiner geschlossenen Faust — Buirgl trat herein — die Achenbacherin!

„Nimm Di z'samm!“ flüsterte Lenz, sich hinter seinem Rücken duckend.

Buirgl war in der Haustracht, nur ein rotes Tuch war um den Hals geschlungen und die Haare sorgfältig geordnet. Zwei silberne Nadeln mit Rubinen hielten die Zöpfe. Keinerlei Erregung war in den starken, aber regelmäßigen Zügen erkennbar, nur bleich war sie, wachsbleich.

„Was willst Du heut no von mir?“ fragte Urban.

„Grad a paar Wort —“ Sie riß das rote Tuch ab. Der weiße Hals, die nackten Arme leuchteten in dem Halbdunkel. „Aber —“ sie neigte sich zur Seite, Lenz erblickend, „allei' mit Dir, 's is ja nacha no inma Dei Sach, was thuan willst.“

Jedes Wort kam gepreßt, mit stockendem Atem.

Lenz trat vor, Buirgl unverschämte angrinsend. „Sag nur glei da Dein Spruch. I bin ja gar keiner für Di, oder meinst, er wirkt bess'r — allei'?“

Buirgl antwortete nicht, sie warf nur einen fragenden Blick auf Urban.

„Läßt Du mi wirkli verhöhna von dem Mensch'n?“ das las dieser deutlich darin.

Er wandte sich barsch um. „Misch Di net d'rein, Lenz! Kümmer Di um d' Resl, das is g'scheiter.“

Er wies auf das Bett. Auch Buirgl blickte hin, machte sogar einige Schritte dagegen.

„Graußt Dir net selb'r vor dem Rohling?“ fragte Urban, sich an die Bäuerin wendend.

Da blieb sie stehen. „Also willst?“

Urban zündete das Kerzenlicht an, das auf dem Tische stand. Der dreieckige Stein hing gerade über der Tischkante. Als er auffah, bemerkte er, daß Buirgl ihn erkannt, er war von ihr. Sie wandte rasch den Blick davon ab, als sie sich beobachtet sah.

„Kommt!“ sagte er, in die dunkle Kammer neben sich weisend.

Buirgl folgte ihm.

„G'hört scho Dei,“ flüsterte Lenz sichernd.

Urban schloß die Thür.

Der enge Raum war angefüllt mit altmodischen Schränken, auf deren Thüren von bunten Blumengewinden umrankte purpurne Herzen loderten, steife Heilige verzückte Blicke zum Himmel sandten. Auf den Gesimsen, auf dem Boden, in Reih und Glied lag das Winterobst, schweren herbstlichen Geruch verbreitend.

„Dich schickt er also, der Achenbacher? Daß er sich net schämt,“ begann Urban, das Licht auf eine niedere Truhe stellend.

„Da muas i Di schon glei auflär'n,“ erwiderte Buirgl. „Der Bauer schickt mi net, er weiß nig von mein'm Gang und darf nig wiss'n. 's Schama wär also nur an mir, Urban.“

Es lag trotz der scheinbaren Kälte etwas in ihrem Tone, das ihn ganz verwirrte. Eine Schwäche fürchtend, raffte er seine ganze Kraft zusammen.

„So hab' i's net g'meint,“ sagte er barsch. „Aber das

siehst do ein, daß er her g'hört und net Du. Du — Du hast mir ja nig than und hast ma a nig abz'bitt'n, und sonst — sonst mein' i, giebt's a nig z'red'n zwisch'n uns zwei.“

Er atmete sichtlich erleichtert auf wie nach einer schweren Aufgabe.

„Also was is? Was willst?“

„Warna will i Di, Lehner.“

Urban trat einen Schritt zurück, um das Licht besser auf Buirgl fallen zu lassen und allenfalls in ihrem Gesichte zu lesen, so unerklärlich schienen ihm die Worte.

Doch diese sah ihm fest in das Auge. „I glaub' alleweil, es spukt a bißl bei Dir. Mi willst warna? Heut? Ja vor was denn?“ Er lachte unterdrückt.

„Daß kein Dummheit net machst in Dein'm Haß —“

„Das nennst Du abbitt'n? Ah, das is guat.“

„'s giebt nig abz'bitt'n,“ erwiderte Buirgl mit einer durchdringenden Schärfe. „Du weißt so guat wie i, daß net dem Achenbacher sein Sach is, Dein Dirndl a Bund'n heiß'bring'n, daß das nur a unglücklich'r Zufall sein kann, aus dem erst die Herre vom Gericht was rauschnickeln können, wenn Du d' Anzeig' machst. Paßt Dir das? Glaubst, daß damit a Ehr' einlegt bei die Leut'?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Träume.

Von Léon Kanorf. Autorisierte Uebersetzung.

(Der Morgen — ein verschlafener, mürrischer, trauriger Morgen — erweckt Herrn Gigot, der an der Seite seiner kleinen Frau geschlummert hat. Er dehnt sich schwerfällig, als wenn ihm Centnergewichte an den Gliedern hingen, reißt gähmend den Mund wie ein Scheinmenthor auf, neigt sich dann über sein besseres Drittel (Madame Gigot ist zu klein, um die Bezeichnung „Hälfte“ zu verdienen) und drückt, alter Gewohnheit gemäß, einen Morgenfuß auf die Stirn der reizenden Schläferin.)

Sie (mit einem Seufzer erwachend, zunächst mit einem unbestimmten, aber unzufriedenen Blick): „Wa—as? (Allmählich ihren Gatten erkennend und ihn wütend anschauend.) Ach, Du...! Laß' mich gefälligst in Ruhe, ja?“

Er (erstaunt über diese Begrüßung): „Aber was hast Du denn? Mein süßes Mausschwänzchen! Mein geliebtes Zuderschmauzchen!“ (Will sie umarmen.)

Sie (rückt entsetzt von ihm ab und verteidigt sich mit Ellbogenstößen. Glücklicherweise thun diese Stöße nicht sonderlich weh, weil die Ellbogen hübsch rund und voll sind.) „Nühr' mich nicht an! Du bist mir widerlich wie alter Käse! Ich verabscheue Dich! Ich hasse Dich!“

Er (trostlos): „Aber, was habe ich Dir denn gethan?“

Sie (mit unerschütterlicher Ueberzeugung): „Du hast mich betrogen!“

Er (ruhig im Gefühl seiner Unschuld): „Was? Ich? Ich Dich betrogen? Ich, das Muster ehelicher Treue? Den man im ganzen Viertel kennt? . . . Noch gestern sagte man mir im Café, ich könnte mich für meine Tugend unter eine Glasglocke setzen lassen als Clou für die nächste Weltausstellung . . . Wann hätte ich Dich denn Deiner Meinung nach betrogen?“

Sie: „Diese Nacht!“

Er (matt): „Und wo?“

Sie (sehr ernst): „In meinem Traum!“

Er (auffahrend): „In Deinem Traum? . . . Du willst mich wohl uzen? Eines Traumes wegen machst Du hier 'ne Scene?“

Sie (ernst): „Jawohl, denn das war kein gewöhnlicher Traum! Ich sah Euch ganz deutlich, Dich und Deine Mitschuldige; auch Eure Unterhaltung habe ich mitangehört . . . Wort für Wort! (Triumphierend:) Du siehst: Leugnen hilft Dir gar nichts!“ . . .

Er: „Aber zum Teufel! Das ist doch der reine Blödsinn! Du sagst ja selbst, daß es nur ein Traum war!“

Sie (unbeirrt fortfahrend und sich beim Erzählen ihres Unglücks mehr und mehr erregend): „Uebrigens habt Ihr Euch meiner wegen keinen Zwang angethan! Ab—so—lut keinen Zwang angethan! Ihr saht mich sehr genau, jawohl, aber das hinderte Euch nicht im mindesten, mit Redensarten herumzuwerfen . . . Gott, was für Redensarten! . . . Ferkel würden sich schämen, solche Worte in den Mund zu nehmen!“ . . .

Er: „Notabene, wenn Ferkel überhaupt reden können, was mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen ist!“

Sie: „Und dann diese Wahl! (Verächtlich:) Einen feinen Geschmack hast Du, das muß ich sagen, wahrhaftig! Mich mit Louison zu betrügen, der Schneiderin, die jeden Montag zu uns kommt! Psui!“

Er (erstaunt): „Also mit der? Mit der Schneiderin? .. Ei, sieh mal an! .. Wer mag Dir bloß solche Dummheiten in den Kopf gesetzt haben? In meinem ganzen Leben habe ich noch keine zehn Worte mit Louison gesprochen! .. Aber ich Esel! Das ist ja alles nur Traum! (Beginnt zu lachen.) Hahaha! Wie kann man sich über einen Traum nur so aufregen!“ (Deklamiert:)

Ein Traum .. Was ist ein Traum? .. Ein Nichts .. Hahaha! Hahaha!

Sie (durch seine Heiterkeit etwas beruhigt): „Wirklich zu dumm! Bloß ein Traum! Aber, wenn Du wüßtest, welchen Eindruck dieser Traum auf mich gemacht hat!“

Er (achselzuckend): „Gott, wie kann man nur so dumm sein, sich von seinen Nerven derart beherrschen zu lassen! .. Ein Traum — was hat das weiter zu bedeuten?“

Sie: „Oho! Man sagt, Träume haben mitunter sehr viel zu bedeuten!“

Er (voll Mitleid): „Wirklich? .. Du willst eine gebildete Frau sein und glaubst noch an solch Altweibergeschwätz: Träume haben etwas zu bedeuten? (Mit Pathos:) Mit Riesenschritten ist die Wissenschaft vorwärts geeilt, die Philosophie hat mit ihrem alles besiegenden Hauch den modernden Sumpf des Aberglaubens ausgetrocknet — aber trotz alledem existiert im 20. Jahrhundert eine Frau, die noch an Träume glaubt!“

Sie (vollkommen beruhigt): „Ja, Du hast recht, mein Schatz .. Die Gedanken, welche einem im Schlaf kommen, haben wirklich keinen Sinn! (Lacht.) Geradezu abgeschmackt, wenn man sich daran erinnert!“

Er (ebenfalls lachend): „Gott sei Dank, daß Du das endlich einsehst! Zu träumen, ich wäre hinter der Schneiderin her!“

Sie: „Nein, darüber lache ich jetzt nicht. Ich dachte eben an den Traum, welchen ich vorher hatte! Beim Erwachen war er mir entfallen, aber jetzt erinnere ich mich ganz deutlich!“ (Lacht.)

Er (mitlachend): „Natürlich habe ich Dich in diesem ersten Traum gleichfalls betrogen?“

Sie (heiter): „Nein! Das war viel komischer! Beinahe der umgekehrte Fall wie im andren Traum. Stell' Dir vor: ich ließ mir den Hof machen!“

Er (etwas unruhig): „Du? Nein, wirklich! Und von wem?“

Sie: „Von Charles, weißt Du? Deinem Vetter .. Diesem langen Köhpel, den ich nicht ausstehe kann!“

Er (nachdenklich): „Ja, ich entsinne mich, Du hast mir öfters gesagt, Du könntest ihn nicht leiden ..“

Sie: „Freilich! Und im Traum, stell' Dir vor, konnte ich ihn sehr gut leiden! (Lacht.) Ist das nicht späßig?“

Er (lacht mit der Miene eines Patienten, welchem der Zahnarzt soeben drei Badzähne gezogen hat): „Neuerst späßig!“

Sie (harmlos fortsetzend): „Wenn ich mich recht entsinne, hat er mich sogar umarmt ..“

Er (aufgeregt): „Wo denn?“

Sie: „Na, natürlich im Traum! Und ich war gar nicht böse darüber, im Gegenteil!“

Er (mit finster zusammengezogenen Augenbrauen): „Ei, sieh mal an!“

Sie (heiter): „Gar nicht böse! Was sagst Du dazu?“

Er (schlägt mit der Faust auf das Nachtschischen, daß alle Gegenstände darauf zu tanzen beginnen): „Dieser Hallunke Charles! Na, der soll mir bloß noch mal seine Pfoten hier hereinstecken — dann kann er was erleben! (Drohend:) Und Du .. wenn Du noch einmal träumst, verstiehst Du wohl? Nur noch ein einziges Mal träumst, dann werde ich Dir die Blötlöne schon beibringen!“

Sie (erschreckt): „Aber, was hast Du denn? Regst Dich über einen bloßen Traum ..“

Er: „Jawohl, ihue ich. (Mit Nachdruck:) Du magst sagen, was Du willst: wenn nicht ein Körnchen Wahrheit dahinter steckt, hättest Du nicht vom Vetter Charles geträumt!“

Die Kellner jagen wie geheizt von einem Tisch zum andern, Schweißtropfen auf der Stirn. In der Woche zieht sich das Leben hier schläftig hin, aber am Sonntag treiben die durstigen Seelen zur Eile.

Hinten, auf dem Spielplatz, vergnügen sich die Kinder. In einem mächtigen Sandhaufen wühlen sie mit Löffeln, Schaufeln und Händen, eifrig wie Maulwürfe. Endlich ist die „Festung“ fertig mit Turm und Wall, mit Brücke und Graben. Nur das Wasser fehlt noch. Aber wozu wäre die Pumpe da. Von hier aus bauen sie eine „Wasserleitung“ heran; vier Knirpsen mühen sich gleichzeitig am Schwengel. Dann wird die Festung erstürmt; ein Freudengeheul und es hebt ein mörderisches Pantzchen an — was wird Mutter zu dem Frischgeplätteten sagen?

In der Küche schwingen sich selige Pärchen in den Schaufeln; aus einer Schießbude brüllt der ins Herz getroffene Löwe, und die Würfel klappern am Mischelstand ..

Pianogeklimper im Saale; das schleifende Geräusch von Tanzenden .. ein bunter, wirrer Hauf, in dem der Einzelne kaum Platz zum Treten hat. Note Gesichter, blühende Augen, weiße Taschentücher — fliegende Haarsträhnen. Wie in einem Kaleidostop schlingt sich's durcheinander zu wechselnden, farbigen Bildern.

Farbig auch die lebendigen Linien, welche sich auf den Wegen vom Bahnhof, von den Anlegestellen der Dampfer entlangziehen. In bunten Strömen wogen sie heran, die grauen Jaden, schwarzen Röcke, hellen Weinleider, die braunen, blauen, gelben und roten Kostüme. Mädchen, weiß von den wippenden Straußenfedern am Güte bis hinab zu den Schuhen. Wehende Spitzen, flatternde Bänder. Strohhüte, weiße Mützen, Scherzklappen aus Papier, Güte mit Kirichen, Rosen, Sonnenblumen — Kraut. Dazwischen ehrwürdig glänzende Cylinder, zuweilen bedenklich im Ge- nie sitzend.

Nadler und Nadlerinnen sausen vorüber. Kremsler, bekränzt, mit singenden In-laffen. Eine bestaubte Turnerchar, Trommeln und Pfeifen daran.

Ein Surren und Summen unzähliger Stimmen, ein Lachen, Jauchzen und Kreischen .. Licht, Glanz und Freude ..

Vom Podium schmettert die Dorfapelle: rattatta, rattatta — hum! hum! rattatta, rattatta — hum! Der Paulenschläger versteht seine Sache; mit elegantem Schwunge holt er aus und beschreibt einige Linien in der Luft, ehe der Lederlopf des Schlegels auf das Kalbsfell faust ..

Inzwischen hat sich Petrus auch ein Sonntagsvergnügen erlaubt und eine kleine schwarzgelbe Wolke über die Häupter geschoben. Niemand hat sie kommen sehen. Nun fällt in spärlichen, aber biden Tropfen. Ein allgemeiner Aufruhr entsteht. Der Gastwirt ist vor die Thür getreten und schneidet ein wütendes Gesicht hinauf. Dichter fallen die nassen Klügelchen. Sonnenschirme entfalten sich — wer schleppte sich heute mit einem Regendach? — Alles schimpft, lacht, schreit, rennt und schlägt die Röcke über den Kopf ..

Es war nur Scherz. Raun fünf Minuten, und der Himmel ist wieder hell und rein wie ein lachendes Auge. Freudenthränen wahrens. Weil die Lust noch lebt, die Sonntagsfreude, welche über den grauen Alltag siegreich triumphiert. —

— Die Brotfrucht der Alemannen. Aus Stuttgart wird der „Frankfurter Zeitung“ geschrieben: In langsamem Abnehmen scheint die spezifische Brotfrucht der Alemannen und Schwaben, der Dinkel oder (außerhalb Württembergs) Spelz, begriffen zu sein. In Württemberg liefert diese Weizenart seit altersher zum größten Teil das Brot und heißt darum schlechtweg auch Korn oder in Gestalt der „gegerbten“, d. h. enthielten Frucht, Kern. Nach dem kürzlich erschienenen ersten Heft der Württembergischen Jahrbücher für Statistik und Landeskunde für 1903 betrug die Anbaufläche für Dinkel im Jahre 1901 nur 168 751 Hektar, während im Jahre 1854 noch 209 803 Hektar mit Dinkel angebaut waren. Im Laufe eines halben Jahrhunderts ging die mit Dinkel bebaute Fläche also um genau 20 Proz. zurück. Besonders stark ist die Abnahme im letzten Jahrzehnt gewesen, die Verminderung betrug in diesem Zeitraum 7 1/2 Proz. Den Hauptvorteil von diesem Rückgang des Dinkel-Anbaus hat die Kartoffel (deren Anbaufläche von 45 022 Hektar im Jahre 1854 auf 97 110 Hektar im Jahre 1901 gestiegen ist), ferner der nächste Verwandte des Dinkels, der eigentliche Weizen, und der Hafer gehabt. Weizen wird in Württemberg noch immer wenig angebaut, die mit Weizen bestandene Fläche betrug in dem genannten Jahre 30 161 Hektar, was allerdings gegen 11 493 Hektar im Jahre 1854 einen starken Zuwachs bedeutet. Immerhin wird auch heute noch mehr als ein Drittel der für Körnerfrüchte verwendeten Anbaufläche dem Dinkel zugewendet, und von der gesamten im Deutschen Reich auf den Anbau von Dinkel verwendeten Ackerfläche stellt Württemberg allein über die Hälfte. Außerhalb Württembergs wird diese Frucht nur in Baden, einem Teile von Bayern, Hohenzollern, Hessen, Elsaß, der Rheinprovinz (oberhalb Koblenz), Thüringen, Tirol, der Schweiz und auf der Insel Sardinien angebaut. Es handelt sich also zum größten Teil um Gebiete, die von Alemannen und Schwaben besiedelt worden sind. Was insbesondere den Anbau des Spelz in Thüringen betrifft, so ist es vielleicht von Interesse, zu erfahren, daß die Vorfahren der heutigen Thüringer, die Hermuburen, ein suebischer Volksstamm waren, und daß es am Fuße des Harzes inmitten niedersächsischen Gebietes bis ins zwölfte Jahrhundert einen Schlabengau gab, dessen Bewohner ihr Volkstum noch bis in die Zeit der Entsehung des Sächsenpiegels hinein bewahrten. Es ist auch wohl

Kleines feuilleton.

ng. Sonntag. Licht, Glanz und Freude überall hier draußen weit hinter den Mauern der Stadt. Blüten in allen Gärten und auf den weinumsponnenen Ballons der kleinen Häuschen. Aus dem tiefgrünen Laub der Obstbäume leuchten die Früchte. Und darüber der strahlende Himmel, ätherrein, ohne ein Fleckchen.

Strahlend auch die Gesichter der Menschen, welche hierher geflohen aus dem Staube der Stadt. Und nicht minder strahlend die Miene der Gastwirte, denen das Sonnengold dort oben sich in klingende Münze verwandelt und in munterbrochenen Strömen hineinflutet in die Kasse hinter dem Tresen.

Kein Stuhl in den Restaurationsgärten ohne eine lebendige Last. Und so trocken die Kehlen — immer wieder hallt vom Wüffel der knallende Ton des Spindhammers. Auf den Kegelbahnen Männer mit ausgebreiteten Hemdärmeln, so daß die braunen, sehnigen Arme zu sehen sind, welche am Wochentage wohl den Schmiedehammer führen oder den Hobel, die Säge oder die Mauerkeule. Dampf rollen die Äugeln, die Holzpuppen tanzen und klappern .. „Alle Reume!“ Geschrei, Gelächter. Jubelnd begrüßt die Klumpenei den trefflicheren Schieber ..

kein bloßer Zufall, daß in Württemberg selbst in den von Franken bewohnten Oberämtern fast durchweg der Anbau des Dinkels erheblich schwächer ist, als in den rein alemannischen und schwäbischen Bezirken und hinter dem Landesdurchschnitt merklich zurückbleibt. Da auch außerhalb Württembergs der Anbau dieser Getreide-Art beständig zurückgeht, so kommt wohl einst die Zeit, in der man dieses frumentum suevicum als ein für die Geschichte des Ackerbaus interessantes Gewächs nur noch in botanischen Gärten und Ackerbau-schulen zeigen wird. —

— Gemüse in den Vereinigten Staaten. Jedem Besucher Amerikas sind die zahllosen kleinen Schüsseln in Erinnerung, in denen die vielerlei Gemüse verabreicht werden, die zu einer rechten Mahlzeit gehören. Trotz der großen Nachfrage nach Pflanzenkost aber ziehen die Amerikaner nicht alle unsere schmackhaften Gemüse. Kohlrabi z. B. wird in den Preislisten der Gärtner wohl geführt, ist aber nie zu bekommen. Die Zubereitung von grünen Erbsen mit Möhren ist in Amerika unbekannt, wenn auch jene sehr viel ge-gessen werden; Möhren werden nur in Suppen verwandt. Ueber-haupt behandelt die amerikanische Kochkunst, schon im ganzen sehr gering entwickelt, die Gemüse besonders stiefmütterlich; den Spinat muß man z. B. in ganzen Blättern zu sich nehmen. Dagegen ent-schädigt Amerika durch eine Reihe von Gemüßen, die die Speisefarbe abwechselungsreicher machen, als sie in Deutschland ist. Da ist die Süßkartoffel, die, besonders geröstet, vortrefflich schmeckt. Die Eier-pflanze, die in Südeuropa mehr in der weißen, feinsten Abart ge- nossen wird, wird in Amerika in der purpurschwarzen Art vor-gezogen und meistens gebaden. Die Wurzelknollen des Sellerie ver-schmähen die Amerikaner, dagegen verpeisen sie mit großem Be-hagen die Stengel, die einem Bleichungsprozeß auf Brettern unter-worfen werden; man isst sie meist roh oder in Suppen geschnitten, auch in Salat, ja selbst spargelartig zubereitet. Orta ist ein süb-liches Gemüse in Pyramidenform, wie Pfeffer aussehend und ist der berühmten Gumbo-Suppe der Kreolen Louisianas verwandt. Sehr mannigfaltig ist der Gebrauch der Tomaten, die entweder roh mit Zucker oder in Essig oder zerlockt — im Winter aus Blechbüchsen ge-gessen werden — oder schließlich auch als infernalischer Cetsup eine in Flaschen gehaltene Sauce darstellen. Unter den Bohnen Amerikas gebührt der Lima- oder Zuderbohne, die aus Südamerika stammt, bei weitem der Vorzug. Nur die Bohne allein, nicht die Hülsen, wird gegessen, und sie feiert ihre höchsten Triumphe in der Verbindung mit Zudermais, einer Mischung, die den Indianernamen Succotash führt, wie überhaupt die meisten Maispeisen indianische Namen haben, z. B. das Frühstücksgericht Hominy. Im Succotash ist der Mais natürlich vom Kolben geschält, sonst aber wird er oft am Kolben auf den Tisch gebracht und dann in homerischer Ungezogenen-heit mit den Zähnen ausgerissen. Der Zudermais ist ein Garten-gewächs, während die Feldarten, wie Flint-, Dent- und Popskorn hauptsächlich an das Vieh gefüttert werden. Der Zudermais wird abgenommen, wenn die Körner ausgewachsen, aber noch weich und milchig sind; ausgetrocknete werden eingemacht. Nicht weniger als 4,4 Millionen Stufen von je 24 zweipfündigen Blechbüchsen werden jährlich mit Zudermais gefüllt, die Hälfte davon im Staate New York. Noch eine Maisart, das Popskorn, wird im Garten gezogen, die ausgereiften Körner werden in ein Drahtgeflecht gelegt, das einer Mausefalle nicht unähnlich ist, und dieses auf einem heißen Ofen hin und her geschoben, wobei die Körner knallend zerspringen und ein schneeweißes Mehl zeigen; mit Salz und Zucker bestreut ist das fade knusperige Zeug bei jung und alt beliebt. —

(„Aerthus“.)

Volksskunde.

ss. Die Ziege im Volksaberglauben. Man kann nicht sagen, daß die Ziege im allgemeinen eine sehr geachtete Stellung unter unfern Haustieren einnehme, aber sie hat im Volksaberglauben einen ganz besonderen Vorzug, der an sich schwer erklärlich und vielleicht nur als Folge uralter heidnischer Ueberlieferungen zu ver- stehen ist. Die Ziege gilt nämlich in manchen Gegenden Deutsch- lands, und überhaupt Mitteleuropas, als ein Schutz gegen Krankheit, vornehmlich gegen Pocken. Im ganzen wird sie als glückbringend geschätzt und soll dem Rindvieh und andren Haustieren die Gesundheit sichern. In manchen Bezirken ist es üblich, unter einer Viehherde eine Ziege zu halten, damit sie diesen ihren Zweck erfülle. Vielfach erklärt man diesen Einfluß der Ziege durch die Annahme, daß sie alle schädlichen Kräuter aufresse. In Südengland glaubt man sogar, daß die unter einer Viehherde lebende Ziege das vorzeitige Kalben der Kühe verhindere. England scheint überhaupt ein be- sonderer Sitz dieses Aberglaubens zu sein. In unmittelbarer Nähe der Univeritätsstadt Cambridge ereignete es sich kürzlich, daß jemand seine Ziege in die Wohnhäuser seiner vor Pocken besessenen Nachbarn sandte, in der Meinung, daß dadurch eine weitere Ansteckung ver- hütet werden könnte. In London findet man selbst in großen Stallungen oft eine Ziege, die im Fall eines Brandes die Pferde oder das Vieh herausleiten soll. Die moderne Zeit hat dem Aberglauben einen mehr wissenschaftlichen Anstrich zu geben versucht, indem die Theorie aufgestellt wurde, daß die Aussüftung der Ziege bakterien- tödend sei. Vermutlich ist der ganze Aberglaube heidnischen Ur- sprungs. Die Gegen der Walpurgisnacht reiten auf Ziegen, die nichts andres sein sollten als Teufel in Verkleidung, und möglicherweise wurde die Ziege deshalb unter das andre Vieh gemischt, weil man

hoffte, die Teufel würden die unter dem Schutz ihrer Fremde stehende Herde nicht angreifen. Die Ziege war eine Kreatur der Schwarzkunst, gerade wie der Ruckuk, den man als Vogel sowohl des Teufels, wie des Botan, wie des Indra findet. In der Mytho- logie ist die Ziege bekannt als Zugtier vor dem Wagen des Thor. —

Astronomisches.

— Eine ungeheure Wolke auf dem Planeten Mars wurde, wie die „Aölnische Zeitung“ mitteilt, von Percival Lowell und seinem Mitbeobachter W. M. Slipher wahr- genommen und in ihrer Bewegung verfolgt. Slipher sah dieselbe zum erstenmal am 26. Mai frühmorgens 3 Uhr 34 Min. nach Greenwicher Zeit. Sie stellte sich dar als eine große Hervorragung an der Lichtgrenze des Mars, etwas nördlich von der Mitte, und war nicht weiß, sondern von otergelber Farbe. Die Luft war nur mäßig klar und ruhig, doch konnten mit dem großen Fernrohr der Flagstaff-Sternwarte genügende Messungen angestellt werden, um die Lage der Wolke gegen die Marsoberfläche festzustellen. Es er- gab sich, daß die Wolke 22 bis 27 Kilometer hoch über der Mars- oberfläche schwebte, und zwar anfangs über einem Orte derselben von 18 Grad 31 Min. nördl. Breite und 39 Grad 45 Min. Länge. Während der Beobachtungen, die bis 4 Uhr 10 Minuten fortgesetzt wurden, veränderte sich augenscheinlich ihre Lage, und zwar in nord- östlicher Richtung. Ihre Länge betrug 480 Kilometer. In der folgenden Nacht wurde das Sichtbarwerden der Wolke von den beiden Beobachtern mit Ungeduld erwartet. Gegen 3 Uhr 40 Min. morgens war sie noch nicht zu sehen, aber 12 Minuten später kam sie infolge der Rotation des Mars unzweifelhaft in Sicht, wurde aber nicht mehr so deutlich wie am Tage vorher und verschwand von 4 Uhr 39 Min. ab völlig. Die Beobachtungen ergaben sogleich, daß die Wolke in den letzten 24 Stunden ihren Ort auf dem Mars um mehr als 600 Kilometer verändert hatte, also sich mit einer Geschwindig- keit von fast 26 Kilometer in der Stunde fortbewegte und sich während dessen auflöste. Sie war von länglicher Form und die größte Länge senkrecht zur Richtung ihrer Bewegung. Zuerst gesehen wurde sie eine halbe Stunde früher, als für den Ort des Mars, über dem sie schwebte, die Sonne aufging, und sie blieb sichtbar, bis die Sonne dort aufgegangen war. Die Gegend des Mars, über der sie sich befand, liegt in der tropischen Zone, nämlich in der Wüstenregion südlich vom Lacus Nilivus. Die Jahreszeit dort entsprach dem Anfang des Augusts bei uns. Als die Wolke zuerst gesehen wurde, stand die Sonne senkrecht über ihr, dann wanderte sie nordwärts und wurde schwächer, bis sie unter 25 Grad nördl. Breite sich aufgelöst hatte. Lowell schließt aus der Farbe, daß es sich nicht um eine Wolke von Wasserdampf, sondern um eine Staub- wolke handelte. Am 28. Mai war keine Spur derselben mehr sichtbar. —

Humoristisches.

— Ein Glückshase. „Jefehlt?! Nicht möglich! . . . Kerl hat nur verfluchtes Glück! Muß unbedingt vierblättriges Kleeblatt jefressen haben!“ —

— Vorzug. Hotelhausknecht: „So a' Versäühre' hat's halt gut, der halt die Fremden so lang am Strid fest, bis si' 's Trinkgeld hergeb'n haben!“ —

— Ländlicher Erjag. Tourist: „Ich möchte morgen früh vier Uhr geweckt sein!“

Wirt: „Schön . . . ich hab' momentan keinen Hausknecht, werd' Ihnen also den Godehahn in Ihr Zimmer thun!“ — („Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— In London ist der berühmte englische Karikaturenzeichner Phil May im Alter von 39 Jahren an der Schwindsucht gestorben. Er hatte es in seinem bewegten Leben vom Laufburschen einer Vieherei bis zum beliebtesten Zeichner des „Punch“ gebracht. —

— Der Berliner Bildhauer Franz Meßner ist zum Herbst als Professor an die Kunstschule nach Wien berufen worden. Meßner ist ein Deutschböhme. —

— Der Bildhauer Rudolf Wosselt von der Künstler- kolonie in Darmstadt nahm eine Verufung als Lehrer an die Düsseldorf-er Kunstgewerbeschule an. —

— Der Dritte Internationale Mathematiker- Kongreß wird vom 8. bis zum 13. August nächsten Jahres in Heidelberg tagen. —

— Auf dem Gebiete der antiken Stadt Dreos auf der Insel Euböa ist ein Schatz von weit über tausend gut erhaltenen alt- griechischen Silbermünzen aus der Zeit vom vierten bis zum zweiten Jahrhundert v. Chr. gefunden worden. —

— Feines Pferd. Das „Preussische Militär-Wochenblatt“ enthält in seiner Nr. 81 vom 2. ds. im Anzeigenteile folgendes eigenartige Angebot: „Reitpferd, elfjährige Dunkelchestsute, 5 Zoll, sicher gehend und in jedem Dienst geritten, leitet selbständig kleinere Felddienstübungen, wegen Aufgabe des Ge- schäfts billig abzugeben. D., Lieutenant der Reserve. Näheres zu erfragen Lieutenant v. S., Kassel.“ —